

II DIE AUTODIDAKTINNEN

1 EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG VON FRAUEN UM 1900

1.1 Entstehungskontexte und Rahmenbedingungen

Es waren die spezifischen Konstellationen zu Beginn des Wilhelminischen Kaiserreichs, die in Deutschland die empirische Sozialforschung von Frauen förderten und ihnen den Zugang zur Wissenschaft ermöglichten. Dabei handelte es sich zum einen um einschneidende Veränderungen in der Organisation des Wissenschaftsbetriebs¹, zum anderen um die (sozial)politische Aufbruchsstimmung, die 1890 einsetzte, nachdem Kaiser Wilhelm II. (1869–1941) mit den sogenannten „Februar-Erlassen“ den Ausbau des Arbeiterschutzes ankündigte. Über die arbeiterfreundliche(re) (Sozial-)Politik des Kaisers, mit der dieser auf die großen Bergarbeiterstreiks im Ruhrgebiet 1899 reagierte, war es zum Streit zwischen Wilhelm II. und Otto von Bismarck (1815–1898) gekommen, der zum Rücktritt Bismarcks vom Amt des preußischen Ministerpräsidenten im März 1890 führte. Wenige Monate später, im September 1890, wurde das „Sozialistengesetz“ aufgehoben, das sozialistische und sozialdemokratische Aktivitäten und Organisationen verboten hatte.

„Der Zeitgeist wurde sozial“, erinnert sich Elisabeth Gnauck-Kühne später an diese Jahre.² Über die Arbeiter- und die Frauenfrage wurde in dieser Zeit viel und kontrovers diskutiert. Im Oktober 1891 gab sich die nicht mehr verbotene *Sozialdemokratische Partei Deutschlands* (SPD) ein neues Programm, in dem sie die „Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlich- und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen“ sowie eine wirksame nationale und internationale Arbeiterschutzgesetzgebung auf Grundlage des Achtstundentages forderte.³ Die Gewerkschaften begannen, sich zu entwickeln, die Feministin und Sozialistin Emma Ihrer (1857–1911) und der Gewerkschaftsfunktionär Carl Rudolf Legin (1861–1920) kämpften für die Rechte und die Organisation der Arbeiterinnen. Ihrer gab ab 1890 „Die Arbeit – Zeitschrift für die Interessen der Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes“ heraus. Auch die bürgerlichen Sozialreformbewegungen und die historische Frauenbewegung erlebten eine Hochphase, die sich in zahlreichen Neugründungen von Vereinen und Organisationen und damit in einer verstärkten Mobilisierung niederschlug. Mit der Gründung des

1 Siehe hierzu ausführlich Bruch (1980), S. 17.

2 Gnauck-Kühne (1904a), S. 32.

3 Zitiert nach Simon, Helene (1928a), S. 44f.

Evangelisch-Sozialen Kongresses 1890 und des *Volksvereins für das katholische Deutschland* 1891 entstanden zwei bedeutende Organisationen der christlich-bürgerlichen Sozialreform.⁴ 1894 wurde mit dem *Bund Deutscher Frauenvereine* (BDF) eine zentrale Dachorganisation der Frauenbewegung gegründet.⁵ Einen wichtigen Eckpunkt für die Professionalisierung und Etablierung sozialer Berufsarbeit bildete die Gründung der *Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfstätigkeit* 1893. Die Mädchen- und Frauengruppen sind gleichzeitig ein eindrückliches Beispiel für die engen wechselseitigen Verbindungen zwischen Protagonisten der bürgerlichen Sozialreform und Akteurinnen der Frauenbewegung sowie ihrer arbeitsteiligen Zusammenarbeit bei der sozialen Frage.

Ein wichtiges Zentrum für die empirische Sozialforschung von Frauen um die Jahrhundertwende war Berlin. Berlin war *die* Großstadt des Kaiserreichs und die Stadt in Deutschland, die am stärksten von Urbanisierung und Industrialisierung und deren negativen Folgen betroffen war. Die Verelendung der Arbeiterschaft war hier am sichtbarsten. Berlin war Sinnbild für die Moderne und Inbegriff dessen, was agrarromantische Strömungen und „Großstadtfeinde“ ablehnten.⁶ Die Stadt war das politische und eines der wichtigsten wissenschaftlichen Zentren des Kaiserreichs. Die zentralen Organisationen der Sozialreform und der Frauenbewegung hatten hier ihren Sitz. An der Berliner Universität lehrten die einflussreichsten Vertreter des sogenannten „Kathedersozialismus“. Die Kathedersozialisten, wie sie ursprünglich ironisch-abwertend bezeichnet wurden, waren eine heterogene Gruppe von einflussreichen Wissenschaftlern, Beamten, Politikern, Geistlichen und Unternehmern, die sich ab 1872 um den *Verein für Sozialpolitik* gruppierten. Sie können als Vorläufer einer wissenschaftlich begründeten Sozialpolitik gelten, denn ihr gemeinsames Anliegen bestand in der Realisierung sozialer Reformen und der wissenschaftlichen Untermauerung ihrer Interventionsmethoden – vor allem durch Enqueten.⁷ Ihre umfangreichen empirischen Erhebungen, an deren methodische Herangehensweisen und deren Wissenschaftsverständnis die ersten Sozialforscherinnen anknüpften, wurden meist von Berlin aus organisiert.

Es waren überwiegend Nationalökonominnen, die im Rahmen des VfS seit Mitte des 19. Jahrhunderts umfangreiche Erhebungen durchführten, um eine Datengrundlage für die Lösung sozialer Missstände zu schaffen. Mit den Ergebnissen ihrer Erhebungen versuchten sie, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und der Legislative Impulse zu geben. Der VfS – aber auch der ESK – bildeten sowohl in institutioneller als auch in personeller Hinsicht für Sozialforscherinnen wie Elisa-

4 Zur bürgerlichen Sozialreform, ihrer Organisationen und ihren Vereinen liegt eine Vielzahl von Arbeiten vor; siehe vor allem die grundlegenden Arbeiten von Bruch (1980; 1985). Die *Gesellschaft für Soziale Reform* (GfSR) wurde 1901 gegründet, siehe hierzu Ratz (1980).

5 Zur Hochphase der Frauenbewegung während des Wilhelminischen Kaiserreichs siehe Gerhard (1990); Gerhard (1998), S. 345 und S. 349; Wischermann (2004), S. 16.

6 Zur Stadt als Stätte der Begegnung vgl. Bruch (2006a); zu den Großstadtfeinden vgl. Bergmann (1970).

7 Prein (1992), S. 1134–1136.

beth Gnauck-Kühne und Gertrud Dyhrenfurth wichtige Bezugs- und Orientierungspunkte.

Der VfS wurde 1872 aus Kreisen der Verwaltungsbürokratie und von Universitätsprofessoren gegründet.⁸ Er war ein loser Zusammenschluss für die ersten größeren Sozialforschungsprojekte, und da es in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg keine institutionalisierte Arbeitsstätte für sozialwissenschaftliche Forschung gab, war er während des Kaiserreichs *die* quasi-akademische Instanz für empirische Sozialforschung. Seit seiner Gründung führte der VfS kontinuierlich Erhebungen durch, an denen in der Regel Studierende aus den Universitätsseminaren von Vereinsmitgliedern beteiligt waren.⁹ Der VfS fungierte als Forum für Themenfindung und als sozialer Rahmen, in dem über die eigenen Untersuchungen fachkundig diskutiert und Kritik geübt werden konnte und das die Forschungsergebnisse einer breiteren gesellschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich machte. Von seinen Mitgliedern, die hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen und politischen Ziele sehr heterogen waren, propagierten vor allem die Vertreter der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie eine soziale Ausrichtung; sie sprachen sich gegen Manchesterliberalismus und für staatliche Sozialpolitik aus. Sozialistische Gesellschaftskritik hielten sie angesichts der bestehenden sozialen Missstände zwar für berechtigt, den revolutionären Sozialismus lehnten sie jedoch ab.¹⁰

Der ESK ergänzte mit seinem Programm und seinen Zielen die Arbeit des VfS¹¹; auch personell gab es viele Überschneidungen. 1890 gegründet, war der ESK ein bedeutendes soziales Netzwerk des Kulturprotestantismus.¹² Mit seinen ca. 1.000 Mitgliedern war er – wie der VfS und im Gegensatz zum *Volksverein für das katholische Deutschland*¹³ – keine Massenorganisation. Er war ein Zusammenschluss protestantischer Sachverständiger, die mit einer theoretischen Herangehensweise nach praktischen Lösungen für die soziale Frage suchten. Zu seinen Mitgliedern gehörten Theologen, Nationalökonomien, höhere Verwaltungsbeamte und Großindustrielle. In seiner Satzung von 1891 stellte sich der ESK die Aufgabe, die sozialen Zustände vorurteilslos zu untersuchen und Lösungsvorschläge zu erarbeiten, die sich an den sittlichen und religiösen Forderungen des Evangeliums orientieren sollten.¹⁴ Sein Ziel war die Unterstützung der sozialen Gesetzgebung

8 Zu Geschichte und Zielen des VfS vgl. Conrad, Else (1906a), S. 1–33; Boese (1939); Lindenlaub (1967). Zur Bedeutung des VfS für die empirische Sozialforschung vgl. Gorges (1986); Schäfer, Ulla (1971); Schad (1972); Oberschall (1997); Kern, Horst (1982).

9 Zeisel (1975), S. 129.

10 Zu den „Kathedersozialisten“ siehe Lindenlaub (1967), S. 10 und S. 93ff.; zur Heterogenität der Gruppenmitglieder vgl. Bruch (2006c), S. 312f.

11 Simon, Helene (1928a), S. 54.

12 Zum Kulturprotestantismus und der sozialen Frage siehe die grundlegenden Arbeiten von Schick (1970); Kretschmar (1972); Hübinger (1994).

13 Zum *Volksverein für das katholische Deutschland* siehe Kapitel II 2.1.7 der vorliegenden Arbeit.

14 Satzung des ESK, in: Archiv des KDFB, Nachlass Gnauck-Kühne, 1–112–6.

Kaiser Wilhelms II. und die Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiterschaft. Gleichzeitig wollte er das weitere Anwachsen der Sozialdemokratie verhindern und die Arbeiterschaft für die Kirche zurückgewinnen.

Der ESK war vor allem in den Anfangsjahren des Kaiserreichs ein wichtiger Bezugspunkt für die Sozialforschung der Pionierinnen. Er gehörte zu den wenigen sozialpolitisch orientierten Organisationen, bei denen die Teilnahme von Frauen – wenn auch zunächst nur als Zuhörerinnen – möglich war, weil er von den Behörden nicht als politischer Verein im Sinne des Preußischen Vereinsgesetzes eingestuft wurde. Das Preußische Vereinsgesetz verbot Frauen bis 1908 die politische Betätigung, die Mitgliedschaft in politischen Vereinen oder die Teilnahme an politischen Veranstaltungen.¹⁵ Weil ihnen zu diesem Zeitpunkt auch der Zugang zur höheren Bildung und zu den Universitäten noch verwehrt wurde, waren die vom ESK seit 1893 veranstalteten sozialen Kurse ein wichtiger Anlaufpunkt für gebildete und sozial(wissenschaftlich) interessierte Frauen. Wie bei den informellen gesellschaftlichen Treffen im Haus von Gustav Schmoller hatten sie hier die Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen und sich mit Vertretern der akademischen Sozialreform und der evangelisch-sozialen Kreise über aktuelle politische und gesellschaftlich relevante Themen auszutauschen. Allerdings gab es auch im ESK sehr konträre Ansichten sowohl über die Mitarbeit von Frauen als auch über die Haltung des ESK gegenüber der Sozialdemokratie. Nur in den ersten Jahren nach der Gründung gelang es, die beiden feindlichen Lager für eine gemeinsame Arbeit zu vereinen. An Gnauck-Kühnes Mitarbeit im ESK zeigt sich exemplarisch, wie sich ab Mitte der 1890er Jahre die Konflikte verschärften, die zur Spaltung des ESK führten.

1.2 Methodische Bezugspunkte

Bei den Enqueten des VfS, an denen sich Sozialforscherinnen wie Elisabeth Gnauck-Kühne und Gertrud Dyhrenfurth methodisch orientierten, handelte es sich in der Regel um monographische Darstellungen. Sie basierten überwiegend auf Fragebogenerhebungen, bei denen es um die Informationsbeschaffung über Teilgebiete der Gesellschaft ging. Die Verarbeitung des über Erhebungsmethoden wie Beobachtung, Gespräche und (Experten-)Fragebogen gewonnenen Datenmaterials erfolgte unter Verwendung einfacher statistischer Methoden und beschränkte sich meist auf eine rein deskriptive Darstellung. Die empirisch gewonnenen Informationen über soziale Sachverhalte wurden in eine als „Branchenanalyse“ bezeichnete historische Beschreibung der Herausbildung und Entwicklung ökonomischer und sozialer Strukturen des untersuchten Problemfeldes eingebettet. Diese Kontextualisierung ermöglichte es, die Ergebnisse in einem größeren Rahmen, als Teil einer ökonomischen und sozialen Entwicklung zu bewerten. Sie bildete die Argumenta-

15 Zum Preußischen Vereinsgesetz von 1908 siehe Gerhard (1990), S. 280f.

tionsgrundlage für die Analyse des Materials und die daraus abgeleiteten sozialpolitischen Vorschläge und stellte eine Verwissenschaftlichung des Vorgehens dar.¹⁶

Die Erhebungspraxis und die Erhebungsmethoden wurden im Austausch mit internationalen Entwicklungen und Vorbildern ausgearbeitet. Der VfS ließ vor Beginn der eigenen Untersuchungen meistens Berichte über Erfahrungen mit Erhebungsmethoden in anderen Ländern erstellen. Vor allem der ständige Blick nach England war für die deutsche Sozialreform am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts charakteristisch.¹⁷ England, das wesentlich früher als Deutschland und andere Staaten von der Industrialisierung erfasst wurde, galt als „Wiege der Nationalökonomie“.¹⁸ Der VfS knüpfte mit seinen Enqueten an die Untersuchungen englischer Sozialreformer der 1830er und 1840er Jahre an, die auch in England zwischen 1886 und 1900 – mit den Surveys von Charles Booth (1840–1916) und Benjamin Seebohm Rowntree (1871–1954) – eine erneute Konjunktur erlebten. Verglichen mit den deutschen Erhebungen waren die englischen Surveys aber wesentlich umfangreicher. Sie umfassten beispielsweise eine soziale Topographie, mit der sie durch Karten und Tabellen die Verbreitung von Armut in einzelnen Stadtteilen dokumentierten und sichtbar machten. Ein weiterer Anknüpfungspunkt für die Sozialforschung in Deutschland waren die englischen parlamentarischen Untersuchungskommissionen („Royal Commissions“), in deren Rahmen beamtete FabrikinspektorInnen Erhebungen über die Lebensverhältnisse der Fabrikarbeiterschaft durchführten. In Deutschland erstellten Fabrikinspektorinnen – zum Teil nach englischem Vorbild und nachdem ihre Stellen mühsam erkämpft worden waren – empirisch fundierte Berichte über die Arbeitsverhältnisse von FabrikarbeiterInnen.¹⁹

Auch die ersten Sozialforscherinnen in Deutschland fanden in England Vorbilder für ihre Arbeit. England war nicht nur in der Sozialreform, sondern auch beim Zugang von Frauen zur Wissenschaft dem deutschen Kaiserreich voraus. Bedingt durch die unterschiedlichen nationalen Ausprägungen der Wissenschaftssysteme war der Zugang von Frauen zur Wissenschaft in England weniger hürdenreich und die Sozialforschung von Frauen bereits früher möglich geworden.²⁰ Als Alice Salomon (1872–1948) im April 1900 in den Kreisen der bürgerlichen Frauenbewegung dafür warb, soziologische Untersuchungen nach dem Vorbild englischer Surveys in Deutschland durchzuführen, hatten Elisabeth Gnauck-

16 Vgl. in diesem Zusammenhang Weyrather (2003), S. 62–65.

17 Schöck-Quinteros (1998c).

18 Altmann-Gottheiner (1931), S. 211.

19 Siehe Kern (1982), S. 67–113. Ein Beispiel für einen solchen Bericht ist die Studie von Marie Baum (1906).

20 Siehe den frühen Bericht von Elisabeth (Altmann-)Gottheiner über „Nationalökonomie als Frauenstudium in England“ (1899). Zur Sozialforschung von Frauen in England siehe Bulmer/Bales/Sklar (1991); Yeo (1996); Fitzpatrick (1990); Lewis (1991); zur Sozialforschung von Frauen in den USA siehe Deegan (2000[1988]). Bis heute liegen kaum (international) vergleichende Untersuchungen über die frühen Sozialwissenschaftlerinnen vor. Eine Ausnahme bildet die Studie von Wobbe (1997).

Kühne und Gertrud Dyhrenfurth mit ihren Pionierstudien den Weg dafür schon geebnet.²¹

Eine der wichtigsten Wegbereiterinnen der Sozialforschung von Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth war Beatrice Webb (1858–1943). Webb gehörte von 1886 bis 1887 zu den MitarbeiterInnen des großen Survey „Life and Labour of the People of London“ (1886–1889) und machte sich mit ihren Sozialbeobachtungen und Essays einen Namen.²² Der vom Reeder und Sozialstatistiker Charles Booth überwiegend aus privaten Mitteln durchgeführte Survey gilt als eine der erfolgreichsten und monumentalsten Enqueten der frühen Sozialforschung. Die Aufmerksamkeit von Gustav Schmoller und Lujo Brentano, den einflussreichsten Kathedersozialisten, zog Webb mit ihrer Untersuchung über „Die britische Genossenschaftsbewegung“ (1893; engl. Original 1891) auf sich. Schmoller war einer der letzten „Mandarine“ des deutschen Wissenschaftssystems und entschied über die Besetzung der meisten Lehrstühle seines Fachs an deutschen Universitäten. Er war Mitbegründer und ab 1890 Vorsitzender des VfS.²³ Obwohl er die sozialistische Haltung der Autorin ablehnte, war Schmoller „ganz hingerissen“ von Webbs Studie. Selbst nach „wiederholtem Studium“ war es für ihn eine „ganz hervorragende Leistung“ und einer der „wertvollsten Beiträge“ zu diesem Thema.²⁴ Sowohl Schmoller als auch Brentano waren von Webbs wissenschaftlichen Arbeiten so überzeugt, dass sie zu Fürsprechern nationalökonomischer Frauenstudien wurden. Brentano gab später die Schriften von Webb in Deutschland heraus und veranlasste die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität München an Webb (1926).²⁵ Als „Vorbild für Frauen mit akademischen Ambitionen“²⁶ wurde Beatrice Webb zum Maßstab, an dem Sozialforscherinnen wie Sozialforscher gemessen wurden.

Ein weiteres Vorbild war die linksliberale Sozialreformerin Clara E. Collet (1860–1948), deren Arbeiten Gertrud Dyhrenfurth für die deutsche Rezeption zugänglich machte. Collet, eine Freundin von Beatrice Webb und Eleanor Marx (1855–1899), war die erste Studentin an der Londoner Universität und eine der ersten Frauen, die in England erfolgreich eine ordentliche akademische Laufbahn absolvierten.²⁷ Sie hatte wie Webb beim Survey „Labour and Life of the People of London“ von Charles Booth mitgearbeitet und das Kapitel über Frauenarbeit verfasst.²⁸ Für deutsche Sozialforscherinnen wie Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth

21 Salomon (1900).

22 Die Erhebungsphase dauerte von 1886 von 1889, die Ergebnisse wurden zwischen 1902 und 1903 veröffentlicht. Zu Beatrice Webb siehe z. B. Lepenies (1988).

23 Ringer (1983).

24 Schmoller (1893), S. 218; siehe auch Cohn (1896), S. 187.

25 Brentano an die Staatswirtschaftliche Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München am 12. November 1926, in: UAM, M–XI–64.

26 Salomon (1983), S. 74.

27 Dyhrenfurth (1896b).

28 Collet (1889).

war vor allem Collets Einbindung in die renommierten statistischen Gesellschaften, ihr beruflicher Werdegang, ihre Arbeit in staatlichen statistischen Ämtern sowie ihre Anwendung der amtlichen Statistik auf „Frauenfragen“ beispielgebend. Collet war seit 1892 Mitglied der *Royal Commission of Labour* und ab 1894 der *Royal Statistic Society*.²⁹ Anders als Webb und anders als die meisten englischen Nationalökonominnen arbeitete Collet fast ausschließlich zum Thema Frauenarbeit. Bis 1893 war sie als Assistant Commissioner bei der königlichen Untersuchungs-Kommission über die Zustände der Arbeit für das Spezialgebiet Frauenarbeit zuständig, danach als Sachverständige für die Bearbeitung der Statistiken über Frauenarbeit in der Abteilung für Arbeitsstatistik des englischen Handelsministeriums.³⁰ Ihre Sonderberichte waren innovativ, da sie neue Erkenntnisse über die (statistische) Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit erbrachten. Das lag vor allem an ihrer Herangehensweise, mit der es ihr gelang, die bis dahin von der Arbeitsstatistik nicht berücksichtigte Erwerbstätigkeit von Frauen sichtbar zu machen: Collet wertete das Datenmaterial bereits abgeschlossener Erhebungen neu aus und ergänzte diese durch eigene Erhebungen.

Ein weiteres Beispiel für den internationalen Austausch und die transnationale Entwicklung von Themen und Methoden der Sozialforschung und Sozialreform sind die Arbeiten der US-Amerikanerin Florence Kelley (1859–1932), deren Werdegang zudem auf die internationale Ausrichtung der Studien- und Berufsweg der ersten Sozialwissenschaftlerinnen verweist. Ihre soziale und wissenschaftliche Grundausbildung erhielt Kelley während eines mehrjährigen Europaaufenthalts Mitte der 1880er Jahre, während dem sie in Zürich und Heidelberg mehrere Semester Nationalökonomie und Recht studierte. Kelley war Sozialistin und stand in engem Briefkontakt zu Friedrich Engels (1820–1895). Sie übersetzte unter anderem dessen Studie über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ ins Englische.³¹ Bekannt wurde Kelley nach ihrer Rückkehr durch ihren Kampf gegen Kinderarbeit im Rahmen ihrer Funktion als erste Fabrikinspektorin in den USA (im Staat Illinois) und als Mitglied des *Hull House*, dem von Jane Addams (1860–1935) gegründeten Women Settlement in Chicago. Das sich in und um das *Hull House* formierende Netzwerk von Sozialwissenschaftlerinnen nahm mit den unten dem Titel „Hull House Maps and Papers“ 1895 veröffentlichten sozialen Erhebungen und Skizzen die als „Social Surveys“ bezeichneten sozialen (städtischen) Übersichtsstudien vorweg, für die Ende der 1920er Jahre die Chicagoer Schule der Soziologie bekannt wurde.³² In Deutschland erschienen von Kelley um 1900 regelmäßig Artikel über die Situation und Entwicklung der US-amerikanischen Arbeiterinnenschutzbewegung und die damit korrespondierende Fabrikgesetzgebung im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“.

29 Zu Clara Collet siehe McDonald (2004).

30 Dyhrenfurth (1896b).

31 Sklar (1995), S. 86.

32 Vgl. Deegan (2000[1988]); zu den Social Surveys der Chicago School siehe z. B. Maus (1973), S. 38–43.

Für die methodische Vorgehensweise der Sozialforschung in Deutschland bis in die 1930er Jahre war, wie erwähnt, die monographische Methode charakteristisch, die auf Frédéric Le Play (1806–1982) zurückgeht, und die vor allem von Gustav Schmoller als gängige Erhebungspraxis bei den Untersuchungen des VfS durchgesetzt wurde. An Le Plays „Genauigkeit in der Protokollierung aller Vorgänge“ und seiner „Forderung nach möglichst umfassendem Quellenmaterial“ orientierten sich noch Marie Jahoda (1907–2001), Paul F. Lazarsfeld (1901–1976) und Hans Zeisel (1905–1992) bei ihrer Soziographischen über „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1933).³³ Der französische Soziologe und Sozialreformer Le Play führte eine fünfzehnjährige Feldforschung über das Leben der europäischen Arbeiter durch. In seinem Ergebnisbericht „Les Ouvriers Européens“ (1855) stellte er im Rahmen von Fallbeispielen 36 „typische“ Arbeiterfamilien in Form von Monographien vor, die einem einheitlichen Schema folgten: Sie umfassten eine kurze Charakteristik der Familienmitglieder nach Alter, Beschäftigung und Stellung im Haushalt sowie eine Bewertung der moralischen und sittlichen Verhältnisse. Sie basierten vor allem auf der Recherche und Dokumentation der Haushaltsbudgets der Familien, die als wichtiger Indikator für Volksernährung und Volksgesundheit galten. Dabei wurde jeder Posten, um welche Leistungen oder Nutzungen es sich auch handelte, in einen Geldbetrag umgerechnet. Verglichen mit den statistischen Tabellen der amtlichen Enqueten wirkte die monographische Darstellungsweise durch die ausführliche Darstellung der Budgets und die Auflistung des Wohnungsinventars wie ein unmittelbares Abbild des Lebens. Sie vermittelte den LeserInnen ein genaues Bild der Art und Zahl der Schlafstellen, der Bettpolster, des Kochgeschirrs und was es sonst an Hausrat gab.³⁴ Die Haushaltbudgetrechnungen bildeten die Datengrundlage für die Frage, ob und wie sich das Realeinkommen von Familien durch Einsparungen in der Konsumtion, durch bessere Haushaltsführung und Eigenproduktion verbessern ließ.³⁵

Die monographische Methode rückte den Alltag als Forschungsgegenstand in den Vordergrund; es ging nicht darum, eine möglichst große Anzahl von Fällen zu erforschen, sondern um die Erfassung und Darstellung von typischen Situationen. Die induktive Vorgehensweise der monographischen Methode war für Fragestellungen wie die Arbeiterinnenfrage hilfreich, über die noch kein größerer verwertbarer Datenbestand vorlag. Denn sie ermöglichte es, die benötigten Informationen für den eigenen Forschungsansatz durch das Sammeln von Fallbeispielen selbst zu produzieren. Das war ein Vorteil gegenüber den abstrakt-quantitativen, deduktiven Forschungsmethoden wie der Sozialstatistik, die mit einem großen zeitlichen und finanziellen Erhebungsaufwand verbunden und deshalb nur für wenige Untersuchungen anwendbar waren. Problematisch bei der induktiven Vorgehensweise

33 Zeisel (1975[1933]), S. 124.

34 Zeisel (1975[1933]), S. 123.

35 Rudolph (1986) S. 132.

waren folgende Punkte: Nach welchen Kriterien wurden die Fallbeispiele ausgewählt? Waren sie repräsentativ? An Frédéric Le Plays Studie „Les Ouvriers Européens“ wurde etwa kritisiert, dass sich seine konservativen Vorstellungen bei der Auswahl der Fälle für die Studie niedergeschlagen hätten und ihm eine Auswahl „typischer“ Familien deshalb nicht gelungen sei.³⁶ Die Schlüsse, die er aus seinem Material zog, waren daher weitgehend unrichtig; seine sozialkonservative Abneigung gegen Industrie und Fabrikarbeit ließen ihn beispielsweise die schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen in der Hausindustrie übersehen.

Die methodische Abgrenzung von der Statistik und der statistische Denkweise spielte noch unter einem anderen Gesichtspunkt für die Sozialforschung der Pionierinnen, aber auch für die Entstehung der Soziologie eine wichtige Rolle: Die statistische Erfassung und Vermessung von Wirtschaft und Gesellschaft war Ende des 19. Jahrhunderts fester Bestandteil der Sozialforschung, jedoch gleichzeitig umstritten. Bei den methodologischen Auseinandersetzungen ging es um die Weiterentwicklung der rein ordnenden quantitativen Statistik. Die bekannteste Kontroverse war die zwischen Adolphe Quetelet (1796–1874), einem Vertreter der Moralstatistik, und Auguste Comte (1798–1857), der eine aussagekräftige empirisch und theoretisch fundierte Gesellschaftsanalyse forderte.³⁷ Comte grenzte sich mit seiner mehr geschichtsphilosophisch ausgerichteten Soziologie explizit von der seines Erachtens einfachen Statistik Quetelets, der „Physique sociale“, ab. Comte hat seinen Ansatz allerdings methodisch nicht konkretisiert, er wurde erst von Émile Durkheim ausgearbeitet. Dessen Forderung, dass das Soziale nur durch das Soziale zu erklären sei, findet sich in den Grundzügen bereits bei Comte.³⁸

In Deutschland waren es vor allem Vertreter der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie, die sich von den – von ihnen als „Tabellenknechte“ abgewerteten – Anhängern der quantifizierenden amtlichen Sozialstatistik abgrenzten.³⁹ Sie kritisierten die Beliebigkeit und die mangelnde Aussagekraft der reinen Auflistung von Zahlen.⁴⁰ Allerdings gingen sie mit ihren Forderungen nicht so weit wie Comte. Ernst Engel (1821–1896), ein Mitglied des *Preußischen Statistischen Bureaus* in Berlin, griff Quetelets Anregung auf, Haushaltbudgets von Arbeiterfamilien zum Gegenstand sozialstatistischer Erhebungen zu machen. Mit einer Synthese zwischen der „toten Zahlenreihen“ statistischer Erhebungen und des lebendigen Inventars der monographischen Methode versuchte Engel, die

36 Kern, Horst (1982), S. 53ff.; Maus (1973), S. 29; Zeisel (1975[1933]), S. 122; Reuß (1913), S. 277.

37 Zur Bedeutung von Sozialstatistik und statistischer Denkweise als wichtige Teile der Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung siehe Schäfer, Ulla (1971); Desrosières (2005[1993]).

38 Maus (1973), S. 21–23. Zur frühen feministischen Kritik der französischen Soziologin Jenny P. d'Héricourt (1809–1875) an Auguste Comte siehe Arni/Honegger (1998).

39 Maus (1973), S. 24; vgl. König (1973), insb. S. 9.

40 Zur Kritik an der Sozialstatistik siehe z. B. Oberschall (1997), S. 31–33 und S. 78–82; Kern, Horst (1982), S. 37–66.

Aussagekraft der Statistik zu erhöhen und Erkenntnisse über gesellschaftliche Zusammenhänge zu gewinnen. Demographie als wissenschaftliche Beschreibung der menschlichen Gemeinschaft bestand für ihn aus der einfachen Darstellung sozialer Sachverhalte, die durch Beobachtungsmaterial abgebildet wurden.

Nach 1890 waren es in Deutschland, so eine zentrale These Horst Kerns (1982), vor allem wissenschaftliche Außenseiter, die mit ihren Studien Impulse zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung setzten. Ihre Problemformulierung und Auswahl der Forschungsgegenstände zeichnete sich durch ein verändertes Erkenntnisinteresse aus. Vertreter religiöser Organisationen und Protagonistinnen aus den Kreisen der Frauenbewegung machten den psychologischen Zustand der Arbeiterklasse und deren moralische Verhältnisse sowie das große Feld der Frauenarbeit zum Forschungsgegenstand. Dies führte um 1900 zu einer wachsenden Vielfalt in der Sozialforschung. Die bekannte Untersuchung von Paul Göhre (1891) korrespondierte beispielsweise mit einer Veränderung der Probleme der Arbeiterklasse: Nicht mehr Massenarmut und zunehmende Verelendung standen nun im Vordergrund, sondern die soziale und moralische Entwurzelung durch die Arbeit in den Fabriken und das Leben in der Stadt.⁴¹

Schon Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die materialistische Empirie von Friedrich Engels und Karl Marx (1818–1883) gezeigt, dass eine andere Betrachtungsweise des Datenmaterials zu anderen Erkenntnissen führen konnte: „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ (1892) und das 8. Kapitel des ersten Bands von „Das Kapital“ (1867) basierten in erheblichem Umfang auf den Ergebnissen von Untersuchungen englischer Sozialreformer und amtlicher Einrichtungen der 1830er und 1840er Jahre.⁴² Obwohl sie die bürgerliche Sozialreform ablehnten, hatten Engels und Marx den Nutzen der bürgerlichen Erhebungen erkannt und keine Bedenken, die eigene Argumentation auf dem empirischen Datenmaterial aufzubauen, das die von ihnen kritisierten und verspotteten liberalen englischen Sozialreformer in ihren Enqueten zusammengetragen hatten. Mit ihrer Verwendung des Datenmaterials der Enqueten demonstrierten Engels und Marx, dass sich deren Ergebnisse subversiv verarbeiten und gegen die ursprünglichen Ziele der bürgerlichen Sozialforscher wenden ließen. Neu an der Vorgehensweise von Engels und Marx war, dass sie – ähnlich wie später Clara E. Collet – das empirische Datenmaterial nach einer soziologischen Fragestellung, d. h. nach den Merkmalen des Klassenkampfes, ordneten und dadurch anders akzentuierte Ergebnisse erhielten.⁴³ Im Gegensatz zu Engels und Marx setzte die Historische Schule der Nationalökonomie bei ihren empirischen Untersuchungen in Deutschland auch zu Beginn des Wilhelminischen Kaiserreichs noch auf eine induktive Vorgehensweise; sie erfasste einzelne empirische Fakten, fasste sie zusammen und

41 Oberschall (1997), S. 27f. Zu Paul Göhres Studie siehe Kapitel II 2.2.1 der vorliegenden Arbeit.

42 Kern, Horst (1982), S. 79–83; vgl. Maus (1973), S. 27.

43 Zeisel (1975[1933]), S. 117; Kern, Horst (1982), S. 81.

nahm dies als Grundlage für eine (sozialpolitische) Beurteilung und für Handlungsvorschläge.

Die Mitarbeit von Frauen in der Nationalökonomie und der Nutzen ihrer Sozialforschung für die Wissenschaft wurde paradoxerweise mit Argumenten der Geschlechterdifferenz begründet: Beides wurde im Zusammenhang mit einer umfangreicheren Methodendebatte verhandelt, bei der es um die Frage einer größeren Objektivität und eines zurückhaltenden wissenschaftlichen Selbst durch neue Beobachtungstechniken und Instrumente ging.⁴⁴ Die Vertreter der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie mussten sich in dieser Diskussion gegenüber Positionen verteidigen, die in der Ausrichtung auf soziale Fragen und der sozialpolitischen Parteinahme eine Bedrohung des wissenschaftlichen Charakters des Fachs sahen.⁴⁵ In den Augen vieler Kathedersozialisten war die Sozialforschung der kameralistischen Universitätsstatistiker und der Moralstatistik in der Tradition Quetelets mit ihrer Herangehensweise, wirtschaftliche und soziale Probleme allein durch mathematische Formeln lösen zu wollen, an ihre Grenzen gestoßen. Von der Mitarbeit der Frauen erhofften sie sich eine methodische Erweiterung und innovative Anstöße für die Weiterentwicklung der Disziplin. Die „Mütterlichkeit“ und die Soziale Arbeit der Frauen schien nötig zu sein, um die bürgerliche Sozialreform wirksam werden zu lassen. Nationalökonomien wie Gustav Schmoller wurden deshalb zu Unterstützern der Frauenbewegung und zu Mitstreitern für die Sozialforschung und den sozialen Beruf bürgerlicher Frauen.⁴⁶

Einer der wichtigsten Mentoren des sozialwissenschaftlichen Frauenstudiums war Heinrich Herkner.⁴⁷ In seiner eingangs erwähnten Antrittsvorlesung an der Züricher Universität verknüpfte er das nationalökonomische Frauenstudium und die Sozialforschung von Frauen ausdrücklich mit den Anliegen und dem historisch-qualitativen Methodenverständnis der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie und begründete, weshalb gerade Frauen besonders geeignet seien, die sozialen Probleme der Modernisierung und Industrialisierung in der Perspektive der Geschlechterdifferenz zu untersuchen. Für Herkner war die klassische Nationalökonomie ein „studierstuben- oder büromäßiges, schablonenhaftes, kaltes, unwahres Gepräge“, das die Gesellschaft nicht als einen „von allen menschlichen Leidenschaften bewegten Organismus, sondern [nur] als ein starres Skelett“ erfassen könne. „In der entgegengesetzten Neigung der Frau, das Besondere, das Persönliche voranzustellen, die Dinge mehr mit dem Gefühle als mit dem Verstande zu packen“, sah Herkner das der Wissenschaft fehlende Mittel für die Ana-

44 Siehe hierzu ausführlich Daston/Galison (2007); siehe auch Kapitel III 1.3 der vorliegenden Arbeit.

45 Siehe in diesem Zusammenhang die Ausführungen von Schmoller (1897).

46 Peters (1984), S. 502. Zu den Förderern des nationalökonomischen Frauenstudiums siehe etwa Albisetti (1998), S. 204–237.

47 Vgl. z. B. den Nachruf auf Herkner von Leubuscher (1932).

lyse und Diagnose der gesellschaftlichen Entwicklung.⁴⁸ Frauen könnten, so Herkner, gerade deshalb „Tatsachen ermitteln, die männlichen Forschern zweifellos verborgen geblieben“ waren.⁴⁹ Die spezifische Kompetenz der Frauen lag in seinen Augen in ihrem schärferen Blick und ihrem besseren Zugang zum Forschungsfeld der weiblichen Arbeits- und Lebensbedingungen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kam auch Marianne Weber, die in ihrem Dialog mit Georg Simmel über die „objektive“ und „subjektive“ Kultur auf den eigenständigen und innovativen Beitrag der Frauen zur Entwicklung der Wissenschaften hinwies. In ihrer Argumentation ging Weber von methodischen und nicht von psychologisch-anthropologischen Überlegungen aus. Der „weibliche Standpunkt“ unterschied sich für sie vom männlichen durch die Art der Betrachtungsweise. Da Frauen andere Wertgesichtspunkte hätten, an denen sie ihre Arbeiten orientieren und das Tatsachenmaterial strukturieren, würden neue Fragen aufgeworfen und neue Wertmaßstäbe gesetzt. Dadurch erscheine Bekanntes in einem neuen Licht und werde Unbekanntes als kulturbedeutsam erkennbar.⁵⁰ In den zeitgenössischen Diskussionen über die Beteiligung von Frauen an der Wissenschaft wurde davon ausgegangen, dass die Sozialpolitik und die empirische Sozialforschung das „adäquateste“ Arbeitsgebiet für Frauen in der Nationalökonomie seien, weil sie dort ihre „besten Leistungen“ erbringen könnten.⁵¹

1.3 Theoretische und politische Bezugspunkte

Die Sozialforschung und die sozialpolitischen Konzepte von Elisabeth Gnauck-Kühne und Gertrud Dyhrenfurth wurden von den zeitgenössischen sozial- und bildungspolitischen, philosophischen und wissenschaftlichen Debatten beeinflusst. In ihren sozialen Analysen und in ihrer Sicht auf gesellschaftliche Entwicklungen klingen die (sozial)darwinistischen Ideen und die Rhetorik von Charles Darwin und Herbert Spencer an, die damals das intellektuelle Klima an den und außerhalb der Universitäten bewegten.⁵² Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth führten – wie Alice Salomon – in ihrem Werk die Idee des sozialen Friedens in der

48 Herkner (1899), S. 30–32. Viele Beiträge zur Geschichte von Frauen in der Nationalökonomie greifen die von Herkner in seinem Vortrag behandelten Fragen auf: Was haben Frauen bis jetzt auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Nationalökonomie geleistet? Was ist das Studium der Nationalökonomie imstande, den Frauen zu bieten? Welchen Einfluss wird die zunehmende Beschäftigung der Frauen mit nationalökonomischen Problemen vermutlich auf die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung ausüben? Siehe z. B. Altmann-Gottheiner (1931); Rudolph (1986); Bergmeier (1997).

49 Herkner (1899), S. 240; siehe hierzu auch Herkner (1912), S. 130; Bäumer (1914a), S. 157f.; Bergmeier (1997), S. 188–190.

50 Weber, Marianne (1919b[1904]), S. 5f.; Weber, Marianne (1919c[1913]), S. 108; vgl. Gilcher-Holtey (2004), S. 35.

51 Altmann-Gottheiner (1931), S. 218.

52 Zur zeitgenössischen Konjunktur sozialdarwinistischer Idee siehe Oberschall (1997), S. 29.

Tradition der englischen Sozialphilosophie mit dem Konzept des Kathedersozialismus und der spezifisch deutschen Theorie der „geistigen Mütterlichkeit“ zusammen. Von der englischen Settlement-Bewegung übernahmen sie die Idee der Wiederherstellung persönlicher Kontakte zwischen Bürgertum und Arbeiterklasse.⁵³ Wie die Kathedersozialisten und die englischen Sozialphilosophen waren Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth davon überzeugt, dass die soziale Frage im Wesentlichen eine Bildungsfrage sei.⁵⁴ An Thomas Carlyle (1795–1881) und Arnold Toynbee (1852–1883) anknüpfend gingen sie davon aus, dass der Weg zum sozialen Frieden in der Erziehung des „Volkes“ lag. Für Gnauck-Kühne ergab sich aus der sozial-christlichen Bildung die persönliche Verpflichtung, „an der Beseitigung des sozialen Spannungszustandes“ mitzuwirken. Die „soziale Versöhnung“ sollte durch auf sozial-christlicher Bildung basierende „soziale Gesinnung und soziale Arbeit“ erreicht werden.⁵⁵

Sozialforscherinnen wie Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth leiteten aus ihrer privilegierten sozialen Stellung die Verpflichtung zum Engagement für die Arbeiterinnen ab. Wissenschaftliche Arbeit war für sie nicht nur Medium ihres sozialen Einsatzes, sondern auch Ausdruck ihrer politisch-moralischen Überzeugungen.⁵⁶ Sie und ihre Mitstreiterinnen aus der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung fühlten sich deshalb besonders von der sozial-ethischen oder historisch-ethischen Ausrichtung der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie angesprochen, die offenkundig und bewusst politisch ausgerichtet war.⁵⁷ Sie analysierte und bewertete die empirischen Daten vor dem Hintergrund historisch-spezifischer Entwicklungen, vor allem jedoch unterlag die Deutung der Daten einer politisch-moralischen Bewertung. In ihren wissenschaftlichen Untersuchungen lagen die politischen Urteile bereits in der Verallgemeinerung der wissenschaftlichen Ergebnisse und wurden nicht erst anschließend vorgenommen.⁵⁸ Ihre Vertreter sahen sich in der Rolle eines Arztes, dessen Aufgabe es sein sollte, für die Gesundheit der Gesellschaft zu sorgen.⁵⁹ Ihre sozialreformerische Aufklärungsarbeit richtete sich mehr an die politisch-soziale Moral des Großbürgertums und weniger an die fachwissenschaftliche Gelehrtenschaft.⁶⁰ Sie befürworteten legislative Eingriffe des Staates in die Wirtschaft. Mit diesen sollte die Situation des Proletariats verbessert und die soziale Frage durch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Emanzipation der Arbeiterklasse entschärft, vor allem aber ein weiteres Anwachs-

53 Vgl. Sachße (2003), S. 111–120.

54 Bruch (1985), S. 115.

55 Gnauck-Kühne (1909a), S. 124.

56 Lepenies (1988), S. 26.

57 Siehe z. B. Bäumer (1933), S. 199.

58 Gorges (1986), S. 212; zur engen Verflechtung von Wissenschaft und Politik siehe Bruch (2006c).

59 Wilbrandt (1916).

60 Hinrichs (1981), S. 88.

sen der sozialistischen und marxistischen Bewegung und ein revolutionärer Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung verhindert werden.⁶¹

Vor allem Gnauck-Kühnes sozialpolitische Vorstellungen orientierten sich an den sozialkonservativen Positionen des VfS. In Abgrenzung zu sozialliberalen Positionen bezeichnete die sozialkonservative in diesem Zusammenhang einen gesellschaftspolitischen Standpunkt, für den Gustav Schmoller stand, die sozialliberale Richtung wurde durch Lujo Brentano und Max Weber vertreten. Die beiden Richtungen vertraten zum einen in der Frage nach der Trennung von wissenschaftlicher Analyse und sozialpolitischer Bewertung, zum anderen bei der Rolle und dem Umfang staatlicher (sozial)politischer Interventionen unterschiedliche Positionen. Der Konflikt um die „Werturteilsfreiheit“ war mit gegensätzlichen Einschätzungen des modernen Kapitalismus, der Rolle der preußisch-deutschen Bürokratie und vor allem der Ziele der Sozialpolitik verbunden. Gemeinsam kämpften beide Richtungen für die soziale Sache und richteten sich dabei gegen Reaktion und Revolution, d. h. sowohl gegen den Einfluss der sich aus Großindustriellen, Großgrundbesitzern, hohen Beamten und Militärs rekrutierenden konservativen Eliten als auch gegen eine dem revolutionären Umsturz verpflichtete sozialdemokratische Arbeiterbewegung.

Während die Sozialkonservativen mehr die Wohlfahrt des Ganzen verfolgten, setzten die Sozialliberalen mehr auf die Wohlfahrt des Einzelnen.⁶² Gustav Schmoller sah in staatlichen Regelungen und Interventionen zum Schutz von sozial Schwachen den sozialpolitischen Ansatz zur Lösung der sozialen Frage. Er machte sich für die staatliche Regelung des Arbeitsvertrags, die Einführung von Fabrikgesetzen und die Kontrolle von Banken und Handel stark und forderte staatliche Bildungs- und soziale Wohnungsprogramme. Das Beamtentum als Vertreter der Staatsidee hatte in Schmollers Konzepten eine privilegierte Rolle. Seine Wirtschaftsethik der verteilenden Gerechtigkeit zielte nicht auf individuelle Lebenschancen, sondern auf Gemeinschaften, kollektive Zwecke und staatliche Wohlfahrtsbürokratien.⁶³ Die Sozialliberalen um Lujo Brentano setzten sozialpolitisch dagegen mehr auf Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit. Für sie war der Konflikt gesellschaftlicher Interessen weniger durch staatliche Intervention als vielmehr durch Integration aller Gesellschaftsgruppen auf der Grundlage der Rechtsgleichheit zu verhindern, sowie durch eine allmähliche Modernisierung und Anpassung des politischen Systems an den ökonomischen Wandel. Ihre Entwürfe zielten auf eine dem kapitalistischen Industriestaat adäquate Ordnung ab, d. h. auf geregelte Konkurrenz und politische Partizipation kollektiv organisierter gesellschaftlicher Interessen, vor allem aber auf die „Institutionalisierung des Klassenkonflikts“ (Dahrendorf) bei aufrechtzuerhaltender bürgerlicher Dominanz. Staatliche Eingriffe hatten sich in ihren Augen auf die Schaffung und Wahrung gleicher

61 Vgl. z. B. Weber, Marianne (1984[1926]), S. 135.

62 Zu den Unterschieden zwischen den sozialliberalen und sozialkonservativen Positionen im VfS siehe Krüger, Dieter (1983), S. 15–17; Lindenlaub (1967), S. 434ff.

63 Hübinger (1993), S. 31f.

Bedingungen für den geregelten Konflikt gesellschaftlicher Gruppen zu beschränken und die wirtschaftliche Entwicklung auf keinen Fall zu behindern.⁶⁴

Beiden Richtungen ging es um die Integration der Arbeiterklasse in die bürgerliche Gesellschaft. Für die sozialpolitischen Entwürfe bedeutete das, dass die soziale Frage mit der Arbeiterfrage identifiziert und von der Armenfrage – als dem Problem randständiger Gruppen – getrennt wurde. Bei der Betonung des Strebens nach sozialem Frieden und der Verbesserung der Situation der Arbeiter galt das Interesse nicht der Masse der Pauperisierten, sondern einer kleinen Elite der Arbeiterschaft. Bei der sozialen Unterstützung und Förderung wurde ein Unterschied zwischen „würdigen“ und „unwürdigen“ Armen bzw. Arbeitern gemacht. Die Förderung der „würdigen“ Arbeiter sollte die soziale Kluft zwischen besitzender und nicht-besitzender Klasse verringern und die Differenzen innerhalb der Arbeiterklasse betonen.⁶⁵

Die Idee einer von der biologischen Mutterschaft losgelösten Mütterlichkeit war eine Metapher für spezifisch weibliche Eigenschaften und Fähigkeiten von Frauen, die diese außerhalb der Familie in der Gesellschaft zur Geltung bringen sollten.⁶⁶ Sie wurzelte in den pädagogischen Reformideen Friedrich Fröbels (1782–1852), für den mütterliche Erziehungskompetenzen nicht an die leibliche Mutterschaft gebunden waren.⁶⁷ Seit der Definition des im 17. Jahrhundert als Gegenbegriff zur Natur entwickelten Kulturbegriffs galten Frauen als der Natur verhaftet, während Männer als die alleinigen Kulturschaffenden angesehen wurden.⁶⁸ Mit dem von der Frauenbewegung entwickelten Konzept der „organisierten Mütterlichkeit“, das an Fröbel anknüpfte, wurde eine vermeintlich spezifische Kulturleistung von Frauen begründet, indem der „natürlichen“ Disposition der Frauen zur Mutterschaft eine gesellschaftlich relevante „kulturschaffende“ Aufgabe zugeschrieben wurde. Diese bezog sich auf eine „geistige Mütterlichkeit“, die von der biologischen Mutterschaft abgekoppelt wurde. Das Konzept ermöglichte den Frauen die Erfüllung ihrer „wahren weiblichen Berufung“ ohne auf die Ehe angewiesen zu sein und öffnete ihnen unter anderem das weite Berufsfeld der Sozialen Arbeit.⁶⁹ Gleichzeitig beinhaltete es eine Kritik am männlich konnotierten technischen Fortschrittsglauben, dem die Schuld an der sozialen Krise zugeschrieben wurde. Das Konzept der Mütterlichkeit stand in einem argumentativen Zusammenhang mit der Bewertung der Fabrikarbeit von Frauen, die in weiten Kreisen der Bevölkerung, aber auch von der bürgerlichen Frauenbewegung abge-

64 Dahrendorf (1957), S. 70ff. und S. 198ff.

65 Sachße (2003[1986]), S. 88f. und S. 134f. Die Aufteilung in „gute“ und „schlechte“ Arbeiter wurde bereits im 14. Jahrhundert von der christlichen Literatur eingeführt.

66 Zur „organisierten Mütterlichkeit“ im Kaiserreich siehe Allen (2000); Peters (1984); Sachße (2003); Stoehr (1983).

67 Siehe z. B. Becker, Liane (1911), S. 55.

68 Siehe in diesem Zusammenhang die grundlegenden feministischen Analysen zur Polarisierung und Ordnung der Geschlechter von Hausen (1976) und Honegger (1996[1991]).

69 Schneider-Ludorff (1995), S. 384 und S. 391–393.

lehnt wurde. Helene Lange (1848–1930) diente beispielsweise die Arbeit von Müttern in der Fabrik als Argument für eine Modifizierung der Forderungen der Frauenbewegung: Es ging ihr weniger darum, (Erwerbs-)Arbeit als Menschenrecht für Frauen einzuklagen, sondern vielmehr um die Forderung nach (dem Recht) der Ausübung einer vermeintlich „weiblichen Kultur“.⁷⁰

Die Sozialforscherinnen entwickelten ihre sozialen Analysen vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Vorstellungen von Familie, Arbeit und Geschlecht. Sowohl ihre Biographien als auch ihre empirischen Studien und ihre sozialpolitische Arbeit waren, wie die Fallstudien in den nächsten Kapiteln zeigen, durch die Infragestellung von Traditionen und durch Grenzverschiebungen gekennzeichnet. Das lässt sich wegen ihrer gemäßigten Haltung und ihrem Lavieren zwischen modernen und antimodernen Positionen leicht übersehen. Wie Max Weber waren sie davon überzeugt, dass die „Brechung der Traditionen“ immer „am besten im Namen traditionell akzeptierter Wertvorstellungen“ gelang.⁷¹ Denn jede Neuerung unterliegt als abweichendes Verhalten, das im Widerspruch zu tradierten Normen steht, einem Sanktionsdruck und muss sich daher legitimieren. Dies gelingt am besten durch die Bezugnahme auf Traditionen, worauf Max Weber hingewiesen hat:

„Einmal fühlt sich der Neuerer und Abweichler durch die Bezugnahme auf die Wertbegründung für sein Handeln selbst legitimiert, zum anderen kann er unter Umständen durch den Hinweis auf diese Wertvorstellungen den Sanktionsdruck der Umwelt auf sein Handeln abwehren, unterlaufen, entlegitimieren. Für die Durchsetzung einer Neuerung ist das Selbstbewusstsein des Neuerers von großer Bedeutung.“⁷²

Die Arbeit der Sozialforscherinnen wurde von ihren Zeitgenossen als Traditionenbruch empfunden; das zeigen schon die Anmerkungen der Herausgeber, mit denen diese den Abdruck von Artikeln von Frauen rechtfertigten.⁷³ Die Grenzverschiebungen und die vorsichtige Argumentation und Begründung der Sozialforscherinnen für erweiterte Handlungsspielräume von Frauen zeigten sich insbesondere in ihren Analysen zur Frauenarbeit, in denen die Auswirkungen der Erwerbstätigkeit von Frauen auf Familie und Gesellschaft eine zentrale Rolle einnahmen. Die Familie war im Rahmen des Strukturwandels der Öffentlichkeit seit Beginn der Moderne als elementarer Bestandteil der Durchsetzung einer bürgerlich-patriarchalen Ideologie nach den Vorstellungen einer hierarchischen Ordnung der Geschlechter neu strukturiert worden.⁷⁴ Die restaurative und konservative Staatslehre und Philosophie sah in der Familie die Keimzelle des Staates und betonte die Bedeutung der Familie – hauptsächlich vermittelt über Eigentumsrechte im Zusammenhang mit der Vererbung – für die Stabilisierung des autoritären Staa-

70 Weyrather (2003), S. 73f.

71 Lepsius (1990), S. 38f.

72 Weber, Max (1995), S. 168; vgl. Lepsius (1990), S. 39.

73 Dyhrenfurth (1899a).

74 Habermas (1999[1990]); vgl. Gerhard (1997).

tes.⁷⁵ Die Aufteilung zwischen öffentlichem und privatem Bereich, zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre mit den entsprechenden geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten und der damit einhergehende Ausschluss der Frauen aus der Öffentlichkeit sowie ihre Unterordnung unter den Mann, waren zu Beginn des Wilhelminischen Kaiserreichs weitgehend abgeschlossen.⁷⁶

Die Arbeiten des Volkskundlers und Journalisten Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) sind ein gutes Beispiel dafür, wie empirische Studien im 19. Jahrhundert zur Begründung eines normativen Bezugsrahmens für die Bewertung von Frauenarbeit und Familie und zur Durchsetzung patriarchal-konservativer Vorstellungen in Bezug auf die Familie und die Bestimmung der Frau dienten. Die Frauenarbeit wurde dabei zum Feld, auf dem die Bestimmung der Frau und ihre Disziplinierung in Form einer Verhäuslichung ausgehandelt wurde. Riehls mehrbändige empirische Reisestudie „Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik“ (1851–1869) entstand unter dem Eindruck der französischen Julirevolution sowie der Revolution von 1848. Sie war auch eine Reaktion auf die entstehende Frauenbewegung, die er ablehnte. Die empirischen Ergebnisse seiner Studien bildeten die Argumentationsgrundlage für seine sozial-konservativen Reformpläne, in deren Zentrum die Erhaltung der von ihm als gefährdet wahrgenommenen Familie als zentrale Institution der gesellschaftlichen Ordnung stand.⁷⁷ Riehl entwarf ein für alle Familien in Deutschland geltendes Universalmodell, das er auf die empirischen Beobachtungen während seiner Reisen über die noch intakte patriarchale Ordnung der bäuerlichen Familie stützte. Dabei versuchte er, die ausschließliche Familienbestimmung des weiblichen Geschlechts zu belegen; der Frauenerwerbsarbeit lastete er dagegen die Auflösung und Desorganisation der Familie an. Mit seinem konservativen Familienbild und seinem Entwurf einer konservativen Sozialpolitik, deren Kernstück die Theorie der unangefochtenen väterlichen Autorität bildete, beeinflusste Riehl nachhaltig die Ideologie des deutschen Bürgertums. Lange Zeit bildete sie den nicht mehr hinterfragten normativen Bezugsrahmen für Untersuchungen, die sich mit den Auswirkungen der sozialen Frage und der Frauenerwerbsarbeit auf Familie und Geschlechterrollen befassten.⁷⁸

Für die wissenschaftlich-fachliche Bewertung der Sozialforschung von Frauen spielten die Debatten über Geschlechtscharaktere, die das 19. Jahrhundert dominierten, eine wichtige Rolle. Der Nationalökonom Lorenz von Stein (1815–1890) betonte in seinem Vortrag über „Die Frau auf dem Gebiet der Nationalökonomie“ (1875) die gesellschaftliche und ökonomische Trennung von männlicher Produktions- und weiblicher Reproduktionssphäre. Mit seiner Idealisierung der Frauenarbeit im Haus wurde gleichzeitig die „unproduktive“ Rolle der Frauen für die

75 Gerhard (1978), S. 139–153.

76 Gerhard (1978), S. 139; Wagner (1995), S. 74ff.

77 Zeisel (1975[1933]), S. 123; zu Riehls Bedeutung für die Familiensoziologie siehe Gerhard (1978), S. 148–152.

78 Gerhard (1978), S. 81ff.; Gerhard (1998), S. 347.

Zwecke der Nationalökonomie festgeschrieben.⁷⁹ Die Wahrnehmung ihrer Arbeit nicht als Beitrag zum Allgemeinen, sondern zum Besonderen wirkte sich auch auf den Platz aus, der ihnen in der Wissenschaft zugestanden wurde. Sie führte zur Spaltung der Soziologie in eine allgemeine Gesellschafts- respektive Männerlehre und eine besondere, abgesonderte Familien- respektive Frauenlehre.⁸⁰ Die Konsequenz dieser Arbeitsteilung war, dass bei der allgemeinen empirischen Soziologie die männlichen industriellen Arbeitsverhältnisse im Zentrum der zu erforschenden sozialen Frage standen; die unter dem Begriff der „Frauenfrage“ subsumierten weiblichen Arbeitsverhältnisse galten dagegen als eine fachspezifische Differenzierung und wurden damit zu einem (für die männlichen Experten) randständigen Themenfeld.⁸¹

79 Vgl. Gerhard (1978), S. 64–68.

80 Gerhard (1978), S. 150–152; Honegger (1994), S. 75f.

81 Rummler (1984), S. 15f.; vgl. Costas/Roß/Suchi (2000).